

Dem Frieden entgegen [Fortsetzung]

Autor(en): **Roger, Noëlle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der seit vielen Jahren weit vor der Stadt in der Wüste lebte und Gott so nahe war, daß alle seine Gebete erhört wurden. Er hatte so viele Kranke geheilt und Teufel ausgetrieben, daß er neben dem heiligen Antonius vielleicht der mächtigste Gottesmann zu jenen Zeiten konnte genannt werden. Zu ihm führten sie ihre Tochter hinaus, flehten ihn an und baten ihn um Heilung, indem sie alles erzählten, wie es geschehen war. Der Heilige wandte sich zu der Jungfrau, betrachtete sie und rief: „Sage, wer hat dich aus einer Dienerin Gottes also zum Gefäß böser Lüfte gemacht?“ Das Mädchen aber schaute ihn an, der von magerem Leibe und rüddiger Haut war, und begann ihn zu verhöhnern, rühmte ihre weiße Haut und ihren glatten Leib und nannte den Gottesmann eine krächtige Vogelscheuche, sodaß ihre armen Eltern in die Knie sanken und ihr Haupt vor Scham und Elend verhüllten. Hilarion lächelte aber und erkannte den Teufel, der in dem Mädchen saß und dem er alsbald so mächtig zusehte, daß er seinen Stand und Namen bekannte und auch alles gestand, wie jener verliebte Jüngling ihn gebannt habe. Der Heilige trieb den heftig widerstrebenden Dämon mit Macht aus der Jungfrau; da erwachte diese wie aus einem fieberhaften Traum, erkannte und begrüßte ihre weinenden Eltern, bat den Hilarion um seinen Segen und war von der Stunde an dieselbe fromme und keusche Gottesbraut wie zuvor.

In freudiger Dankbarkeit und unter herzlichem Gebeten kehrten die dreie in die Stadt Gaza zurück, wo das Mädchen sein Gelübde erneuerte und in allen Stücken ihr voriges gottseliges Leben weiterführte.

Der junge Mensch hatte unterdessen auf sie gewartet, daß der Liebeszauber sie überwände und in seine Arme triebe. In dieser sicheren Hoffnung verbrachte er mehrere Tage, während welcher Zeit die geschilderten Dinge mit der Jungfrau sich ereigneten. Da diese schon geheilt und in die Stadt zurückgekehrt war, ging er einstmals über die Straße, da sah er sie von weitem daherkommen und ging ihr entgegen. Als sie ihm näher kam, konnte er sehen, wie ihre Stirn in der alten Keine leuchtete, ja, es war über ihr Gesicht eine so innige und friedvolle Schönheit verbreitet, daß sie geraden Weges aus dem Paradies zu kommen schien. Be-

troffen hielt der Jüngling inne, bei ihrem wunderbaren Anblick begann er sich schon seines Frevels zu schämen. Da sie aber ganz nahe war und seine alte Liebe sich ihm im Herzen erregte, vertraute er dem verübten Zauber, ging zu ihr hin, ergriff ihre Hand und sagte: „Nun, liebst du mich?“

Die Jungfrau, ohne zu erröten, hob ihren Blick, daß ihm ihr reines Auge wie ein Stern begegnete. Eine unaussprechlich freundliche Güte glänzte ihm darin entgegen, sie drückte seine Hand und sagte: „Ja, mein Bruder, ich liebe dich. Ich liebe deine arme Seele, und ich bitte dich, entreiß sie dem Argen und gib sie Gott anheim, daß sie wieder schön und rein werde.“

Dem Jüngling bewegte eine unsichtbare Hand das Herz, seine Augen standen voll Tränen, und er rief: „O, so soll ich dir für immer entsagen? Aber befehl mir du, ich will nichts mehr tun, das du nicht willst!“

Da lächelte sie wie ein Engel Gottes und sagte zu ihm: „Du sollst mir nicht für immer entsagen. Es ist ein Tag, da werden wir vor Gottes Throne stehen. Laß uns trachten, daß wir ihm ins Auge schauen und sein Gericht bestehen mögen. Dann will ich deine Freundin und deine Schwester sein. Es ist für eine kurze Zeit, daß du dich von mir trennen und mir entsagen mußt.“

Leise ließ er ihre Hand los, und lächelnd ging sie weiter. Der Jüngling blieb eine Zeit wie ein Gebannter stehen, dann ging er hin, verschloß sein Haus und zog in die Einöde, um Gott zu dienen. Seine Schönheit wich von ihm, er ward hager und braun und teilte seine Wohnung mit den Tieren des Feldes. Und wenn er müde war und Zweifel litt und keinen Trost mehr wußte, dann sagte er hundertmal ihre Worte her: „Es ist für eine kurze Zeit ...“

Wohl wurde sie ihm lang, die Zeit, er ward grau und ward weiß und blieb auf Erden bis zum einundachtzigsten Jahre. Allein, was sind achtzig Jahre? Die Zeiten fliehen dahin, als hätten sie eines Vogels Flügel. Seit jenes Jünglings Tagen sind eintausend und viele hundert Jahre vergangen, und wie bald wird auch unser Treiben und Name vergessen sein und keine Spur unseres Lebens mehr verbleiben als vielleicht eine kleine, ungewisse und namenlose Legende...

Dem Frieden entgegen.

Erzählung von Noëlle Roger, Genf.

Nachdruck verboten.

Aus der Novellenammlung „L'Apaisement“ übersetzt von Dr. Johannes Widmer, Genf.

(Fortsetzung und Schluß).

August.

Oft muß ich mich fragen, welchen Sinn die Worte für diesen so eigenartigen Knaben wohl annehmen. Sicherlich bilden sie für ihn eine fremde Sprache. Auch er muß sich allein, unverstanden, schlecht beurteilt fühlen ... Wenn ich versuche mich an meine eigene Kindheit zu erinnern, so steigen auf einmal auf dem dunkeln Tuch der Vergangenheit langvergessene Szenen auf. Ich sehe mich, wie ich vor Verlassenheit weine;

ich war gescholten worden. Und meine mißfamten Absichten, mein verkannter guter Wille und die stets unbefriedigte Zärtlichkeit kommen mir in den Sinn, von der mein junges Herz überging. Und doch war meine Mutter, ich wußte es, so liebevoll. Jetzt aber seh ich ein, wieviel schmerzlicher noch es für die Mutter ist: ihr Kind soll ihr ein unerklärliches Rätsel und ein Wesen bleiben, dessen Richtkräfte ihr nie alle offen liegen, etwas Fremdes, was ihrem Bemühen ewiglich

entgeht. Und da sie es so ferne weiß, sie, die das Schicksal um Schonung für ihr Liebstes bittet, was kann sie ihm da sein und geben? Opfern möchte sie sich für ihr Kind, für sein Heil, für sein Glück!

Und was kann sie tun? So wenig, ach, so wenig!

* * *

August.

Ich lasse ihm Bücher kommen und will die einfachste Art studieren, ihm, meinem kleinen René, die Schule zu ersuchen, ohne ihn doch zu ermüden. Ich denke, ich muß mich hauptsächlich auf die Naturgeschichte stützen. Er stellt so viele Fragen, die ich unbeantwortet lasse! Ich will aus der Erstarrung, in der ich mich gehen ließ, ganz heraustreten. Auch ich will für mich oder vielmehr für René lesen, mein Freund. Ich habe das Recht nicht, mich vom Leben abzuwenden. Ich muß wissen, wie und was meine Zeitgenossen denken; denn sie sind es, die später René's Erziehung vollenden werden.

* * *

September.

Ich bin mitten im Unterricht, erzähle, erkläre, und dann plaudern und spazieren wir. Wir treiben lauter kleine Dinge, die ich recht mit Mühe vorbringe; ist es aber geschehen, so bin ich selber überrascht, wie mich diese Arbeit beruhigt und befriedigt; es ist, als ob der Schmerz in mir ein bißchen stiller geworden sei.

* * *

September.

„Schau, Mama, diese weißen Würmer hab ich im Wasser gefunden,“ erzählt mir René heute früh; „ich ziehe sie aus den Steinröhren, wo sie eingeschlossen sind, damit die Fische sie nicht fressen!“

Und ich betrachte die weichen Larven, die mein Junge ohne den mindesten Widerwillen, vielmehr mit dem lebendigsten Interesse ansieht. Der Fluß ist für ihn überhaupt eine ewig neue Welt. Da leben eine Menge Wesen, die ihn erregen und anziehen. Um ihm zu gefallen, hab ich in meiner Naturgeschichte nachgeschlagen, was über diese Larven gesagt ist. Und wenn ich ihm so etwas vorgetragen habe, ergreift mich selbst ein Staunen über das Geseh, dem wir, Buchstaben um Buchstaben entziffernd, näher zu kommen suchen, diese rastlose einzige Bemühung der Natur, die Wesen neu zu schaffen und die Kleinen zu beschützen.

* * *

September.

„René, willst du dich denn immer nur amüsieren?“

Ich sah ihm nämlich vom Fenster zu, wie er ganz darin aufging, lange Haselnußstauden von Zweigen und Blättern zu säubern. Darüber hatte er einen Botengang vergessen, den ich ihm aufgetragen. Ueberrascht blickte er auf und sagte:

„Aber nein, Mama, du siehst ja, ich arbeite! Ich schneide Mastbäume für mein Schiff. Es ist recht schwer, du darfst es glauben. Und ich bin sehr fleißig!“

Er ist in der Tat fleißig, arbeitet im Schweiß seines Angesichts und reißt sich fast die Finger wund. Er baut etwas. Er winkt mit seinen Händchen; da findet er mich ungerecht.

Ja, so ist es, ich vernehme aus der Tiefe meiner Rindertage genau dasselbe Wort, aus meiner Mutter

Mund, an mich gerichtet: „Martha, denkst du denn immer nur an dein Vergnügen?“ Und genau so, wie René mich eben angeblickt, so blickte ich damals meine Mutter an. Wie konnte man etwas so schlecht verstehen? War es wirklich nur eine bloße Unterhaltung, wenn ich neugierig alle Dinge, die Blumen, die Bäume, die mir lebende Wesen schienen, so betrachtete und ihnen mein ganzes Empfinden entgegentrug, sie förmlich damit umhüllte, jenes lebhafteste Gefühl, das die Erwachsenen ohne es zu wollen in einem fort verletzten?

Erst jetzt versteh ich dich, meine liebe Mutter, wie René mich dereinst verstehen wird, wenn er einen Sohn hat . . . Als ich noch ein kleines Mädchen war und du mich abends auf deinen Armen trugst, da neigtest du dich über mich, und es rührte sich etwas in deinem Herzen, unaussprechlich, wie es mich bewegt, wenn mein René mich küßt. Ich weiß nun, wie du erschrecken mußtest, wenn du merktest, wie weit weg ich war, deinem Sinne stets entglitt und meine kindlichen Räumernisse fest in mir verschloß. Ich weiß nun, wie sehnsüchtig du das kleine Wesen dem Glück entgegenführen wolltest, das sich so sehr gegen deine Mahnungen sträubte. Ach, wie lebt heute jene bebende Zärtlichkeit vor mir auf, die sich ohne Unterlaß um unsere Gesundheit, unser Glück sorgte und fürchtete, uns immer noch nicht ausreichend für den Lebenskampf gewappnet zu haben! Mutter, ich sehe die Furchen in deinem Angesicht, die lieben Falten, und dein Haar, das nicht die Zeit fand zu erbleichen, ich fühle mich dir näher als zu der Zeit, da ich mich in deine Arme flüchten durfte. Du bist bei mir und sehest deine Mutterarbeit bei diesem Kleinen fort, der von dir stammt. Du wachst mit mir und hebst mit mir. Und in Augenblicken der Angst find ich mich wieder an deiner Seite und frage dich, du unsichtbar Gegenwärtige, und sage:

„Mutter, was soll ich tun? Hilf mir, steh mir bei!“

Auch du hast einst so empfunden, wenn du im Blick auf uns an deine Kindheit dachtest, die dir in uns wieder auferstand.

Hinter dir aber seh ich eine ganze Reihe Frauen, die einen im weißen Haar, jung die andern, die nicht sehen durften, wie ihre Kinder wuchsen, und alle haben sie dieselbe schützende Gebärde, alle drücken sie ihr Kind an ihre Brust und scharen ihre Kleinen um sich, alle haben dasselbe Weh, dieselben Freuden erlebt; alle auch sind sie durch ihr kurzes oder langes Leben gegangen, damit ihr Kleines, das sie haben und das das Endergebnis der Anstrengungen von Geschlechtern ist, damit es zur Welt komme und seinerseits seine Menschensendung erfüllen könne. Auch ich, die ich mich in meinem Erziehungswert allein fühlte, auch ich finde mich jetzt mit euch allen verbunden, mit meiner Mutter, meinen Ahnfrauen, von euch unterstützt, geliebt, geleitet, im Bund mit euch die Aufgaben zu erfüllen, die ihr mir übertragen habt.

Unaufhörlich bringen mich René's Gebärden, René's Worte, so verschieden sie von mir und meinem Jugendwesen auch sein mögen, mit der langen ununterbrochenen Mutterliebe in Verein, die sich, eine unmeßbare Kette, in den Tiefen der Vergangenheit erstreckt.

* * *



Anna Wafer (1678—1714).

Selbstbildnis mit Bildnis des Beugherrn Sulzer,
des ersten Lehrers der Künstlerin.
Ölbild (1691) im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.

September.

Wieder eine merkwürdige Erfahrung. Seitdem ich in René nicht mehr die Gaben und Eigenschaften suche, die ich wünschte, sondern ihn nehme wie er ist und mit Ruhe und Wärme die kleine Persönlichkeit in ihrem eigenen Sinn zu befestigen suche: seitdem ist er mir nicht mehr ein Kind, das mich demütigen könnte. Immer neue überraschende Empfindungen darf ich in ihm entdecken und eine Folgerichtigkeit, eine Auffassungsfürche seines Geistes, die mich tief überrascht. Es will mir scheinen, es entwickle sich in ihm ein anderes, tieferes Leben. Er sieht Dinge und stellt Beziehungen fest, die mir entgangen sind. Manchmal hat er etwas Seherisches an sich. Und doch, so fern er mir dann auch sei, im Geheimsten meiner Seele, da, wo ich selbst mir nur halb bewußt bin, da fühl ich ihn dann dennoch tief innen eingeschlossen.

Ehemals sah ich im Leben nur eine Reihe miteinander verketteter Tatsachen. Jetzt treten mir diese Tatsachen oft wie die greifbaren Ergebnisse einer geheimnisvollen Willensrichtung entgegen. Dem Kinde, seiner Stimme dank ich es, daß ich das Geheime ahne und daß ich für Augenblicke eine Spur der verborgenen Ordnung schaue.

* * * September.

Wir sind, René und ich, bei unserm kleinen Dorfe ausgeflogen, das sich um die Mühle drängt. Es war neblig, und der Fluß floß graulich zwischen den Pappeeln hin, die schon ihre ersten gelben Blätter fallen ließen. Ueber die Dächer der armen niedern Häuser weg sah man auf den Weinberg nieder. Der Herbst war gefegnet. Einige Kinder spielten von Tür zu Tür.

Im Vorbeigehen riefen sie René an, und alle grüßten ihn wie Freunde.

„Siehst du, Mama, das da ist der Sohn des Straßewartes. Als er ganz klein war, ist er krank gewesen. Da hatte er viel Mühe zu sprechen. Aber er strengt sich so an, daß er es doch fertig bringt.“

Und er rief den Kleinen heran. Der kam und hob sein armes, kaum recht gezeichnetes Gesichtchen zu uns auf.

„Nicht wahr,“ sagte René, „du willst nächstes Jahr zur Schule gehen?“

„Ja — ich will — nächstes Jahr — zur Schule gehen!“

Dabei zog das Kind die Stirn in Falten, und sein ganzes Gesicht drückte einen entschlossenen Willen aus, mochte er auch noch so stottern.

René war ganz entzückt und triumphierte: „Siehst du, Mama, er macht Fortschritte!“

Wir gingen weiter. Ich schlug den Pfad dem Fluß nach ein und sah dem Zug der welken Blätter auf dem Wasser zu.

„Mama,“ sagte René, „hast du das kleine Mädchen bemerkt, das auf der Treppe saß und so traurig aussah? Es hat den Fuß in der Maschine!“

„Ja, ich glaube ...“

„Das ist Müllers Kleine. Sie heißt Marie ...“

„Aber René, wie kennst du alle die Kinder so gut? Du spielst doch nicht mit ihnen? Oder doch?“

O, es ist nicht meine Absicht, meinen Sohn als einen kleinen Prinzen zu erziehen. Aber aus Furcht vor an-

stehenden Krankheiten hab ich es für besser gehalten, daß er nicht mit den Dorffindern spiele.

„Nein, Mama, ich spiele nicht; aber ich begegne ihnen oft, da kenn ich sie!“ entgegnete mein Sohn unbefangen. Und er sagte noch: „Das kleine Mädchen muß oft weinen. Ich habe es schon manchmal gesehen!“

Es begann zu regnen. Die Müllerin erschien auf der Schwelle ihres Hauses.

„Bitte, treten Sie ein, Frau, es regnet ja!“

René zog mich am Rocke hin: „Wir wollen hineingehen!“

Und wir traten ein. Die Müllerin wies uns Stühle an. Der Boden der Stube bestand aus getretenem Lehm. Ein großes Bett mit baumwollenen Vorhängen stand in einer Ecke. Eine schwarze Gestalt zeichnete sich im Dunkeln ab. Es war eine uralte Frau, hohlwangig und voll Runzeln; ein schwarzes Kopftuch umrahmte ihr Gesicht.

„Wie er sich herausgemacht hat, der Herr René!“ sagte die Müllerin und trat näher. „Er sieht viel besser aus als im Frühling!“ Ich sah mit Vergnügen auf die magere und, obschon sie noch jung war, schon gebückte Frau. „Auch Sie selbst, Frau, sind nicht mehr so müde!“ fügte sie hinzu.

Was wußte sie denn von meiner Leidensgeschichte, diese Frau, die mir mit einem so herzlichen Lächeln ihren Anteil bewies? Sie hat mich stumm fernab vorübergehen sehen, gesehen, wie ich ganz in meinem Schmerz versunken war und an ihr und ihrem Los vorüberging. Sie wußte doch, daß ich sie kaum von den andern Bäuerinnen unterschied, die mir alle dieselben Schemen waren, wenn ich sie auf den Feldern gebückt arbeiten oder unter ihren Türen stehen sah.

„Gewiß nimmt Herr René etwas! Ein wenig Ziegenkäse vielleicht und Brot dazu?“

Ich gab nach; denn wer konnte René's bittenden Augen widerstehen? Und während sie ihn bediente, sah ich mir ihre Kinder an. Die kleine Invalide kauerte in einem Winkel und wandte uns ein leidendes blaues Gesichtchen zu. Die Mutter setzte die Lage auseinander:

„Ihr Apparat ist jetzt etwas kurz; denn sie ist eben doch gewachsen. Nachts weint sie oft. Aber was sollen wir tun?“

„Armes Mädchen!“ mußte ich sagen. „Aber ist's denn nicht möglich, einen andern kommen zu lassen?“

„Freilich wäre es möglich,“ mischte sich die Alte ein, die vor dem Bett saß; „der Arzt hat's gesagt. Aber das kostet Geld ...“

Ich mußte das greise Gesicht betrachten, das lange Jahre der Mühsal, der harten Arbeit und der Listen im Kampf ums Dasein rätselhaft und undurchdringlich gemacht hatten. Und dann wandte ich mich dem kleinen Knaben zu und bewunderte ihn. Ich ließ die Hand über seinen kräftigen Nacken gleiten. O, wie beneidete ich da die arme Frau um dies robuste Kind!

„Was wollen Sie,“ sagte lachend die Müllerin, „es ist schon recht! Später muß er Säcke tragen!“

Sie sah, wie ich den Jungen mit René verglich, der im Vergleich mit ihrem Jungen noch zarter und blässer ausah als sonst, und sagte sanft: „Wissen Sie, Frau, die Luft ist sehr gesund hier herum. Herr René

ist schon sehr erstarrt. Und er wird noch zunehmen!“

Ich griff nach ihrer harten Hand und drückte sie. Ach, wie sie doch die Worte zu finden wußte, die gesagt sein wollten, diese Frau, die doch so anders war als ich! Vielleicht war uns im übrigen keine einzige Gewohnheit, kein Gedanke gemeinsam. Trotzdem waren wir einander gleich im Wesentlichsten unseres Daseins: beide näherte uns die Sorge für unsere Kinder. Wir hatten nicht einmal Worte nötig, um uns zu verstehen. Worte machen nur die Unterschiede fühlbar. Wie sie mit ihrem Blick ihre Tochter umfaßte, sagte mir genug, ganz wie sie mich aus meinem Blick auf René erkannt hatte. Beide waren gleicherweise in jene Welt der Hoffnung, der Sorge und Freude eingedrungen, die aller Mütter Teil auf Erden ist.

Als wir wieder heimwärts gingen — der Weg war sauber und die Bäume tropften noch hin und wieder — sagte ich zu René: „Du hast mich leßt hin, weißt du noch, es ist lange her, gefragt, wie es die Müller und die andern machen, wenn es kein Getreide gibt . . . Jetzt weiß ich es. Dann sind sie schlimm daran. Sie müssen manchmal ihre Schafe und Ziegen verkaufen, und dann mangelt es ihren Kindern an Milch. Daher müssen wir es wissen, lieber René, wenn die Ernte schlecht ausfällt, damit wir ihnen etwas helfen können!“

„Das werde ich schon sehen,“ antwortete mein Sohn sehr ernst, und lange betrachtete er die gepflügten Felder, die in den nächsten Tagen die neue Saat aufnehmen sollten. „Ich sehe zu, ob das Korn wächst und wie, und dann will ich dir's sagen!“

„Auch könntest du dem Arzt gehen, der die kleine Marie behandelt, und ihn bitten, er möchte ihr einen größern Apparat kommen lassen. Willst du?“

Sein Antlitz war rot vor Freude und leuchtete, als er zu mir auf sah. Er lachte: „O ja, Mama, wir gehen miteinander hin!“

René hat einen jungen Hasen, den man ihm gebracht und den er mit der Milchflasche aufzieht. Er gibt sich viel Mühe, aber der kleine Hase gedeiht auch dementsprechend. Ich schlug ihm vor — um ihn ans Schreiben zu gewöhnen — die Eindrücke seines Hasen aufzusehen; da mußte er mit eins so fröhlich und bis zu Tränen lachen, so ansteckend, daß ich nicht widerstehen konnte. Da hörte ich denn mein eigenes Lachen von ehemals, mein lustiges Mädchenlachen — ich hatte geglaubt, es sei schon längst erstorben. René war entzückt, und siehe da, er suchte meine Munterkeit nach Kräften zu verlängern . . .

Doch unversehens fühlte ich, wie mir Tränen in die Augen drangen, und ging eilig hinaus, daß er mich nicht weinen sehe . . .

O mein Freund, glaube nicht, daß ich der Trauer um dich untreu werde!

Dein Andenken ist lebendiger in mir als je, und jetzt, da die Verbitterung meine Trauer um dich nicht mehr trübt, liebe ich dich noch mehr. O mein Freund, du bist die große Freude ohne Falsch gewesen in meinem Leben! Deine Nähe, die Kraft und Anmut war, wird mich inskünftig stets begleiten. Ich bin dem Schick-

sal dankbar, das mir diese Gunst gewährt. Wie wenig Frauen haben solch ein Licht, das ihren Weg erhellt! Auch ich hielt mich gebückt abseits und zauberte, die Pflicht auf mich zu nehmen, die meiner wartete. Da kamst du selbst und geleitetest mich. Und nun, mein Freund, statt mich von dir entfernt zu haben, finde ich mich dir näher. Ich kann mir alles geruhig vergegenwärtigen, was du dachtest, kann mich auf Wort um Wort von dir besinnen, und kein Todeshauch kann mich mehr lähmen. Ich habe mich damit abgefunden, daß ich dich nicht besitzen soll, ganz nah bei mir, mir eng zur Seite; umso inniger begreife ich das Glück, das nichts mir rauben kann: dich geliebt zu haben. Meinem Sohne will ich eine Seele formen, die dir gleich sei, ich will, daß er als Mann an dich erinnere; die Söhne soll er ersehen, die du herangezogen hättest. Und wenn sich meine Arme immerdar in langen Nächten nach dir recken, wenn die Seelenliebe meinem irdisch armen Herzen unerreichbar ist, wenn es bricht und wenn es jammert, dann, mein Freund, hilf mir das Leben aufrecht zu bestehen. Gemahne mich an den Willen des Todes, der uns befiehlt, daß wir das lieben sollen, was er uns gnädig gelassen hat.

„Mama,“ sagte René heute abend zu mir, als ich ihn zu Bette brachte, „bleib noch ein Weilchen bei mir! Ich möchte dich etwas fragen.“

Er hatte gebetet, und nun kehrte er sich auf dem Kissen zu mir — denn um diese Stunde wird er stets mitteilhaft: „Mama, ich habe für meinen Hasen zum lieben Gott gebetet, und der Hase ist dennoch gestorben!“

Ich suchte ein Wort des Trostes. Aber René verfolgte seinen Gedanken wieder.

„Mama, bist du ganz sicher, daß Gott lebt, wenn er auch nicht antwortet und man ihn nicht sehen kann?“

Die Frage überraschte mich so sehr, daß ich keine Antwort fand, und René stellte fest: „Niemand hat ihn gesehen den lieben Gott oder, Mama?“

„René,“ sagte ich endlich, „kannst du meine Liebe zu dir sehen? Du kannst sie nicht sehen, und du glaubst doch daran!“

Doch der unerbittliche Logiker fuhr fort: „Aber du bist da, ganz nah bei mir, du küssest mich und sprichst mit mir . . . Wenn du nicht da wärest, wie: wie wüßte ich dann, daß du mich liebst?“

„Wenn du größer bist, wirst du verstehen, daß es Dinge gibt, die man nicht sieht und die trotzdem wahrer sind als die, welche man sieht . . .“

Er dachte eine Weile nach. Und plötzlich rief er: „Ich hab's! Ich hab's! Die Dinge, die du meinst, die man nicht sieht, das sind die man am liebsten hat . . .“

Und dann übernahm ihn der Schummer. Als er schlief, verließ ich ihn, lehnte mich ans Fenster und atmete die Luft der sternenhellen kalten Nacht.

Ich ging auf eine Antwort aus auf des Kindes Frage. Und ich dachte: Der liebe Gott! Wie schwer ist es mit einem Kind über Gott zu sprechen! Wie schwer, wenn man den Glauben selber aufgegeben hat! Und doch müssen wir ihnen diese Stärkung geben und ihnen die Erinnerung an eine gläubige Kindheit schenken. Wir haben nicht das Recht, für

sie vorauszuwählen. Später wird es selbst entscheiden. Und ich dachte an meine fromme Kindheit, an die religiösen Wallungen, die mich als junges Mädchen beseligten, an den Glauben, der nach und nach von mir gewichen war, an jenen Gott, den ich als schmerzgebeugte Frau nie mehr angerufen hatte.

Während ich so in den Himmel sah, den sternklaren, fühlte ich, wie sich etwas vom Grunde meines Wesens aus gegen meinen Starrsinn empörte:

„Aber du weißt doch, daß diese herrliche Einsamkeit nicht leer ist! Und du weißt, daß du diesen Gott, ob du wolltest oder nicht, gefunden hast!“

Mein Herz wogte in unverhoffter Freude.

Hat mich etwa die Gewohnheit, mich mit lieben Toten eins zu fühlen, ohne mein Wissen und mein Zutun, auf unsichtbaren Wegen, zur Gewißheit Gottes hingeführt?

Und ich fragte mich: Aber wer ist denn dieser Gott? Und wie bin ich ihm begegnet?

Die Antwort ward mir aus der Tiefe des Gewissens: Seit du dich ins Leben gefügt hast.

* * *

April.

Ich mache lange Spaziergänge mit René. Er ist viel zutraulicher geworden. Er denkt an allerlei vergangene Dinge, frischt vergessene Einzelheiten auf, plaudert von seiner Amme und von ihren Leuten. Und mit Spannung höre ich ihm zu; denn er erschließt mir ja neue Blicke in sein Leben.

Auf dem Rückweg meinte er: „Ich habe den Abend nicht gern, Mama. Ich geh nicht gerne schlafen!“

„Warum denn, mein Sohn?“

„Man hört immer kleine Geräusche im Schlafzimmer. Ich habe diese Geräusche nicht gern. Und die Bäume machen tok-tok ans Fenster.“

Und als ich ihn lächelnd beruhigte, unterbrach er mich: „Wenn du da bist, dann fürchte ich mich nicht! O, ich möchte immer mit dir sein!“

Er hatte meinen Arm genommen und lehnte sich daran. Wie er aufgewacht ist! Und täglich wird er einschmeichelnder. Und wieder hingte er sich an meinen Rock: „Jetzt ist mir wohl, so ganz allein mit dir!“

Ich mußte seufzen ... Doch später will ich mich an dies Wort erinnern, wenn ich ihm nicht mehr genüge.

Und es trieb mich zu fragen: „René, was willst du tun, wenn du einmal groß bist?“

Und er antwortete, ohne Zaudern, als wäre es eine beschlossene, unwiderrufliche Sache: „Ich werde einen Zug führen. Und mit dem Zug will ich sehr weit fahren, weiter, als man sehen kann, wenn man auf dem Hügel von Cantillac, ganz oben, steht!“

„O René, siehst du, du wirst mich verlassen; du willst reisen ohne mich!“

„Aber nein, Mama, du bist ja dann in meinem Zug. Und an den Bahnhöfen steigt du aus und begrüßest mich an der Lokomotive. Das macht dir hoffentlich nichts, daß ich dann eine blaue Bluse und ganz schwarze Hände habe?“

Ich sah ihn an und fragte mich: Was werde ich haben, wenn er mich einst verläßt?

* * *

April.

Das Leben nimmt es manchmal auf sich, unsere Fragen in recht unerwarteter Weise zu beantworten.

Heute vernahm ich, daß eine alte Dame, eine der wenigen Personen, mit denen ich in der Stadt verkehre, ihren einzigen Sohn soeben hat nach Marokko reisen lassen müssen.

Ich habe sie aufgesucht.

Der Strom erglänzte in mildem Sonnenschein. Ich schlug den Weg über die Felder ein. Der Hecke nach duftete es von Veilchen. Tief im Tale schwang sich der schwarze Kirchturm auf.

Und dann lenkte ich in die stille Straße zwischen den niedern alten Häusern, wo sich die kahlen Reben wie unendlich lange Schlangen um die Balkone winden. Es ist eine kleine Stadt; sie schlummert zwischen den Flußarmen dahin, tut groß mit Kleinigkeiten und träumt, in alte Erinnerungen von Macht und Glanz versunken. Die Abtei ragt mit stolzer Fassade hoch über die Bürgerhäuser, und seit Karls des Großen Tagen sieht der romanische Turm zu, wie man hierzulande den Toten die letzte Ehre erweist. Und die alten Linden tauchen unverdrossen aus seltsamen Gärten ihre Nester in die Fluten.

Allerdings, ich begreife es, strebsame und ehrgeizige junge Leute müssen diese Stadt verlassen.

In einem niedern und finstern Gemach empfing mich die schneeweiße Frau. Ihr Gesicht war wie elfenbeinern, wie aus einer feinen verschwundenen Materie geschnitten. Schlag auf Schlag hatte sie Gatten und Söhne verloren. Nur der eine blieb ihr, der selbst wieder zwei Knaben hatte, eine ganz junge Familie, ihr letzter, einziger Daseinsgrund.

„Ach, was wollen Sie? Hier kam er nicht weiter. Er wollte sich dem Landbau widmen; aber es ist unmöglich, Arbeiter zu finden. Alle ziehen in die Städte.“



Dem, der Anna Zuercher am
Joh. Zoller zu seinem Heirath
angeordnet Anna Waser.
Bon 20. 28. 1692. ab. 13.

Anna Waser (1678—1714). Albumblatt für Junker Zoller mit Floraköpfchen, Zeichnung, 1692. Eigentum der Zürcher Kunstgesellschaft.

Er hat lange gekämpft. Und dann hat er es aufgegeben. Ein Freund, der sich in Marokko niedergelassen hat, bietet ihm eine Stellung an. Er hat Kinder, nicht? Und dann muß ein Mann das Gefühl haben, daß es mit seiner Arbeit vorwärts geht. Er muß sich nützlich und notwendig fühlen. Was blieb da anderes übrig? Die Kinder kann man eben nicht ewig behalten ...“

„Aber Sie können sie ja besuchen!“

Der entsagende tränenlose Schmerz ergriff mich mehr, als wenn sie geklagt hätte. Sie zuckte nur die Achseln. „Ich bin zu alt ...“

„Oder dann kommen Ihre Kinder wieder her!“

„Vielleicht, ja, in ein paar Jahren; aber wenn man schon so alt ist ...“

Ich dachte an meinen kleinen René, der mich vielleicht auch verlassen wird — wenn ich so alt bin.

„Ach, wie konnten Sie sie ziehen lassen!“

Sie antwortete nicht gleich.

Es schien, als sehe sie die Abschiedsstunde wieder vor sich. Die Stunde der Entscheidung. Endlich sagte sie: „Er ist zu mir gekommen. Er hat mir alles erklärt. Ich tue es für die Kleinen und auch für mich. Hier bin ich zu nichts gut! Da mußte ich denn sagen: Geh, mein Kind!“

Ich weiß nicht mehr, wie ich sie verlassen habe, wie ich heimgekommen bin. Ich war bis auf den Grund meiner Seele erregt.

In einem Wiesenplane verfolgten sich lange gelbe Schmetterlinge. Sie glichen Primeln, die auf einmal Flügel bekamen. Ich dachte: Jetzt sind sie aus dem schweren Puppenschlaf erstanden. Sind sonnetrunken, lebensfroh. Aber bald wird das Männchen, hat es erst seine Pflicht getan, vergehen, und das Weibchen wird

an nichts anderes mehr denken als daran, wo es einen sichern Ort finden kann, um die Eier zu bergen.

Vögel schwärmten um einen Baum. Sie vollendeten ihr Nest. Ich dachte an die Früchte, die in den Knospen schon angelegt waren. Ich fühlte, wie die Natur vor Geschäftigkeit bebte. Sie ist ganz in ihre Mutterschaft vertieft.

Und wieder dachte ich: Und wir menschlichen Geschöpfe, wir müssen noch ein Mehreres tun. Wir müssen unsere Kinder erziehen, und kaum ist es getan, so müssen wir sie von uns reißen. Der Trennungsschmerz bei der Geburt wiederholt sich ihr ganzes Leben lang. Wir müssen sie lehren zu sein wie Männer, sich von uns zu trennen.

Und ich sah all die Mütter vor mir, die zusehen, wie ihr Sohn auf die Schlachtfelder hinauszieht, all die Mütter, die, sobald ihr Sohn ein Mann ist, auf ihn verzichten, ihn verlassen müssen, auf daß er seines Weges gehe, Mannesarbeit verrichte, seinen Dienst tue. Heldenmütter die! Bin ich wohl auch so stark?

* * *



Anna Waser (1878—1914). Bildnis des Bruders Heinrich, Silberstiftzeichnung. Eigentum der Zürcher Kunstgesellschaft.

Und nun ist der Sommer da!

Mir scheint, ich habe ihn noch nie gesehen. Vor wenig Monden tat mir soviel Glanz noch weh.

Und jetzt erbebt in mir eine geheime Freude, eine Antwort, ein erfüllter Wunsch, wenn ich den schwebenden Schatten auf dem Strom, dem duftend reifen Heu, den Linien der Hügel und dem Waldesdämmern zusehe und lausche.

Morgen für Morgen erleb ich es neu, wie ein Sonnenstrahl übers Moos rinnt und rieselt, wie die Glockenblumen beben und wie die dunstige Ferne weich herübergrüßt. Der Schatten eines Baumes, blau und taubeglänzt, kommt mir vor, als ob er auf mich warte. Am Wegrand strecken sich die Maßliebchen, die weißen und die roten, die feinen Wegwarten, Skabiosen schwanken mir wie Sträußchen entgegen.

Wie lieb ich diese frohen Junimorgensstunden! Und nun ist auch der Juli nah. Der Juli, wo der Morgen wie eine mildgewährte Ruhestunde vor dem heißen Tage wirkt, wo die Abende so schwül sind und so lasten, und darnach der August, Ende August, wo schon leichte Schauer durch die Morgenlüfte gehen.

Bald reift das Korn und neigen sich die Aehren; bald wogen die Getreidefluten über das Tal hin, die edle Frucht, golden, brandrot und doch noch so geschmeidig! O ihr stillen Gefilde meines Frankreich, aus denen der Mensch entweicht, die der Lärm des modernen Lebens liegen läßt, wie seid ihr mir ans Herz gewachsen! Ihr habt mir des Sommers Schönheit offenbart! Fast wollen mir die Tage, die ich fern von euerm stillen Frieden und

vom wohligen Schuß eurer Hügelhänge zugebracht, verloren scheinen ...

Was ist denn in mir vorgegangen, daß ich in diesem innigen Aufgehen in alles Leben der Natur eine so tiefe Freude, ein so volles Genügen empfinden darf?

* * *

29. Juni.

Ich lese nach, was ich heut vor einem Jahre schrieb. Damals irrte ich noch in der Finsternis und stieß mit dem Haupt an hartes Gemäuer an. Nach und nach wird mein Leid gestillt. Daß ich eine Aufgabe auf mich nahm, das hat eine neue Blütezeit in mein Leben gebracht, hat weite, neue, tiefe Horizonte vor mir aufgetan. Dahin wandle ich fortan. Und auf den fernen Höhen werde ich langsam emporzuklimmen lernen. Eins nach dem andern, lösen sich die Leiden von der Vergangenheit ab und geleiten mich auf der Wanderrung. Nur flüstern sie mir nicht mehr Ratschläge der Empörung ein, nein, sie sind wie liebe ernste Freundinnen, deren Stimme es über mich vermag, dem kommenden Tag lächelnd ins Angesicht zu sehen.

Und warum sollte ich die Kraft, die mich belebt, die Gnade, die mir verliehen ist, nicht nennen?

O mein Gott, wer du auch seiest, du, den ich jeden Tag aufs neu entdecke und der du dich mir in den kleinsten Dingen zeigst, ich hab's empfunden, wie ich auflebte, seitdem ich, ohne es noch zu wissen, mich auf dich stützen durfte!

Ich brach vor Einsamkeit darnieder; jetzt ist meine Stille wieder voller Leben. Ich fühle mich an alle Dinge wie mit fühlbaren Banden gekettet. Ich sehe die Wesen dieser Welt nun wie die Maulbeerbäume Italiens, wo fruchtbares Weingerant sich von Stamm zu Stamm, von Krone zu Krone schlingt.

* * *

Die Bauern hierzulande, wie sie sich über ihre armselige Arbeit bücken, wie sie einzig daran denken, ihr Leben zu fristen und dabei List an Listen ketten, diese rätselhaften und heimlich haßerfüllten Bauern, sie wollen mir jetzt minder elend scheinen. Ein ähnliches Bemühen leitet sie wie mich, ein Bemühen, das einen Funken Ewigkeit in ihr Dasein wirft: sie sorgen für die Kinder. Jenachdem sie ihnen ein größeres oder kleineres Maß von Gesundheit, Kraft und Willen haben verschaffen können, nehmen die Nachkommen einmal an der Arbeit oder Menschheit mit Erfolg oder mit Mühe teil. Ein geheimer und doch allmächtiger Muttertrieb hat die Welt aufgestellt und ist allmählich gewachsen. Er hat ihr den Sinn für die Aufopferung eingebläht. Mein Traum bannt alle Männer, alle Frauen

herauf, die einen mühselig und beladen, die andern dem Leichtsinne hingegeben: aber alle neigen sich bei dem Gedanken an ihr Kind. Die Mütter weihen ihm ihre erste Liebe, als Braut oder als Gattin, ihre verwehenden Hoffnungen, ihr schweres Leidensleben, in dem aber eine heiße Freude aufflammt, weihen ihm die Schätze ihrer Seele, die sie sonst unterdrücken, zurückdämmen mußten, und vielleicht wird ihr Sohn eine wunderbare Menschenblüte, ein Hort der Wahrheit und der Kraft.

Ich aber, die ich mit meiner Liebe auch das Leben als verloren ansah, als verödet und als eitel, wie lange hab ich es von mir gewiesen, meinen Teil am Werk der Menschheit, an dieser weltumfassenden Mutterchaft auf mich zu nehmen!

Heut abend sah ich vom Hügel aus der Sonne zu, wie sie unterging. Zuerst glitt der letzte rosige Schimmer über die Getreidefelder, das unaussprechliche Sterbenslächeln der Sonne, wenn sie uns verläßt. Dann standen die Wälder dichter da, und ihr Schatten rann die Felder hernieder in das lange Tal. Nacht verbreitete sich nach und nach, der Himmel ward voller Sterne, ein Himmel von einer Zartheit, für die ich umsonst nach Worten ringe. Und so, wie die Bäume dunkler wurden, in dem Maße erstrahlte der Fluß mitten durch die tiefsten Finsternisse in immer herrlicherer goldener Klarheit.

Der Tod sollte sich uns wie solch ein Sommerabend nahen. Der Tod sollte wie das Unendliche selber sein: es nähert sich, ist voll Glanz und Feuer, und dann löst es sich Strecke um Strecke von den Dingen dieser Welt, die unbestimmt und verworren werden, bis die endlich befreite Seele in die ganze Schönheitsfülle des Himmels eingeht.

* * *

September.

Und jetzt müssen wir unser Heim verlassen.

Der Arzt aus Paris ist neuerdings vorübergehend in die Stadt gekommen und hat mich wieder aufgesucht. Er hat mich herzlich zu René's gutem Aussehen beglückwünscht.

„Nun, verehrte Frau, ist ja Ihr Sohn ein ferngesundes Kind geworden. Führen Sie ihn jetzt ins regelrechte Leben ein! Jetzt mag er Gefährten haben, die Schule besuchen; jetzt bedarf er Lust und Fröhlichkeit!“

Wie er so sprach, mischte sich ein Schmerz in meine Freude. So heißt es denn



Anna Waser (1678—1714). Madonna. Ritzzeichnung im Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft.

aufbrechen, verreisen!

Zwar der Entschluß steht in mir fest. Ich will meinen Sohn nicht vor der Zeit, bevor er Wurzeln schlug in der Welt, vereinsamen, entwurzeln. Er soll das Land kennen lernen, dem er dienen muß. Er gehört endlich in den richtigen Rahmen der Familie und Freundschaft hinein wie die andern. Er muß ein Mann werden, sich umtun, sich wappnen, lieben und geliebt werden, wie es natürlich ist.

Aber dieses Heim verlassen müssen! Diese Zustucht! Das wird mir schwer, mein Freund, glaub es mir!

Schon stehen Kisten und Kasten im Hausgang, fahrbereit. Der Friede ist aus den Räumen entwichen. Alles ist umgestürzt. Und morgen werden auch hier, wie allenthalben in der Gegend, die Fenster ver-



Anna Waser (1678–1714). Selbstbildnis. Silberstiftzeichnung (1705)
im Besitz von Frau Barich-Mingl, Winterthur.

schlossen. Für wie lange wohl? Ich mußte mich in mein Zimmer zurückziehen. Und es klopfte, René trat ein.

„Ach, diese Koffer! Ich kann sie nicht ausstehen! Müßten wir wirklich fortziehen?“

„René, sei getrost! Da, wo wir hingehen, wirst du auch glücklich sein!“

Aber er schüttelte das ernste Haupt. Tränen schimmerten ihm in den Augen.

„Geh und spiele noch einmal mit deinen kleinen Freunden!“ sagte ich, und er tat mir leid. Im Herzen war ich froh, schmerzlich froh, daß er mein Leid so sehr verstand und mir so nahe war.

Er antwortete: „Ich will von allen Abschied nehmen!“

* * *

Da ging auch ich nochmals zu dir. Zu dir, in die

Allee, wohin ich so oft gegangen bin, in die Einsamkeit, wo du um mich bist ...

Die Linden neigten ihr schon golden schimmerndes Gezweig über mein Haupt. Eine Fülle warmen Lichts fiel auf das kurze Gras. Und mit tränenden Augen betrachtete ich die gelben Blätter auf dem purpurnen Heidekraut.

Ist's wirklich so, hab ich es über mich gebracht, diese Orte zu lassen, wo alles von dir spricht, das Haus zu meiden, wo du mich erwähltest, das ganze Land, darin ich zuerst so selig und dann so elend war, das Land, darin ich endlich einsehen lernte, welch einen heiligen Reichtum das Leid in sich birgt. Dies Land, so weit und zart zugleich, wo sich die Hügel in fernste Fernen ziehen, sodas ihr letztes Schwingen in den Himmel hineingeht! Dies Land, so klar, so licht und doch in ein Bad unendlicher Stimmung eingetaucht, dies Land, wo's in den Lüften von Glockentönen wispert, dies erinnerungsschwere und verträumte Land, dessen heimliches Klingen meinem Sinn so wohl getan. Aber so ist mir geboten worden.

Gib mir, mein Freund, an der Stätte, da du ungreifbar mit mir bist, Trost und Kraft, daß ich die Sendung übernehme! Denn es tut weh, jetzt wieder ins Leben hinauszugehen, mit Menschen zusammenzukommen, meinen verborgenen Schmerz und wiedergefundenen Frieden den Gleichgiltigen, den Stößen, dem Lärm, der Menge im Außenleben preiszugeben.

Ich ließ mich auf dem Grafe nieder und lehnte meine Stirn an die steinerne Bank. So saß ich lange. Nach diesem stummen Austausch der Gedanken, mein Freund, fühlte ich mich wieder stark genug, um mich zu sehen und zu lächeln und diesem Tal und diesen Fernen Ade

zu sagen. Lebt wohl, denn wo ich auch hingehen mag, ihr werdet bei mir sein! Ihr lebt fortan im Heiligsten meines innern Lebens eingeschlossen, da, wo die höhere Wirklichkeit der zarten Treue und Hingebung unberührt gebietet. Ein letztes Mal beschaute ich von der Höhe des Hügels die kleine Stadt im Talwinkel, mit ihrem hohen düstern Glockenturm, der doch schon ein Jahrtausend über ihr Wache hält. Du kleine Stadt, die ich verkannt, die ich im Alltag eingeschlummert glaubte, auch du kennst Kampf und Trennung und das große Leid. Sei mir gegrüßt! Auch dich trag ich von himmen!

Und wenn mir eines Tages mein Sohn, zum Mann herangewachsen, erklären will, daß er mich verlassen müsse, wenn anders er dem Sinn seines Lebens gerecht werden wolle, und ich das Opfer bringen muß und es Wirklichkeit wird, möge auch ich dann antworten können:

„Ja, geh, mein Kind!“

Totenklage

Noch lag das Leben,
Ein sonnig Land,
Vor deinen Augen,
Als es ent schwand.

Noch war dein Streben
So weit vom Ziel,
Als schon der Schwinge
Die Kraft entfiel.

O Tod, du grimmer,
Warum schickst du
Auch frische Knospen
Zur ew'gen Ruh?

Warum der Liebe
Schaffst du solch Leid
Und schneidest Aehren,
Eh's Erntezeit?

Robert Seidel, Zürich.